Hofhof dieser Aristokratin gewohnt hat und sie als Hoteldirektor schalten sah, wird zugeben, daß sie ihren Beruf versteht.

Der Mode-Drakon von Ohio.

Ueber den Damen des Staates Ohio schwebt ein Damokles-Schwert. Im Parlament berät man mit Eifer ein neues Gesetz, das „Gesetz betreffend die Moden, die von den Frauen im Staate Ohio getragen werden dürfen". Wenn dieses Gesetz Annahme findet, werden fortan Entwurf und Ausführung aller Damenkleider der Oberaufsicht einer Zensur unterstehen, einer Kommission, die aus drei Altgliedern bestehen soll, und der stets ein Geistlicher, ein Vater von mindestens drei Kindern und eine im Dienste der Wohlfahrtspflege stehende Persönlichkeit angehören. Dieser Modezensur wird die Pflicht auferlegt, „alle Arten und Modelle von Kleidungsstücken zu verbieten, die „nach dem Urteil der Kommission geeignet erscheinen, die Tugend und das Schamgefühl zu untergraben". Die Befugnisse der Modezensur sind in dem Gesetzentwurf streng umschrieben. Das Gesetz verbietet von vornherein alle Ball- und Gesellschaftskleider, bei denen „vom Kinn an Hals und Nacken mehr als zwei Zoll breit unverhüllt sind". Ausgeschnittene Ärmel sind verboten, wenn sie nach ihrem Schnitt oder ihrem Material die Farbe der Haut durchschimmern lassen. Ferner verbietet das Gesetz das „Tragen von durchbrochenen oder durchsichtigen Strümpfen an öffentlichen Orten", und schließlich wird den Ladenbesitzern das Recht entzogen, in ihren Auslagen künstliche Figuren auszustellen, ganz einerlei, ob die Modellpuppe im Schaufenster halb oder ganz bekleidet ist. Bei der Einbringung des Gesetzes machte man im Parlamente von Ohio geltend, daß die „Schamlosigkeit der von Frauen auf der Straße getragenen Kleidung die Ursache der über das Land hingehenden großen Wogen der Unmoral" sei.

Großstadtzigeuner.

Man träumt bei dem Wort „Zigeuner" meist von nachtdunklen, rätselhaften Schwarzaugen, von heißpulsendem Blut und lockenden Pustawiesen. In dem Milieu der Unstäten liegt so viel Poesie, daß speziell ein Nordländer dabei Wahrheit und Dichtung gar nicht auseinander halten kann. Von dem einstigen, in so unendlich vielen Liedern besungenen Zigeunerleben ist in gewissem Sinne nur recht wenig übrig geblieben. Verhältnismäßig klein ist die Zahl der Zigeunergesellschaften, die — getreu ihren alten Traditionen — stehend und bettelnd durch die Länder ziehen, überall mit mißtrauischen Gesichtern empfangen und nach kurzer Rast zur Weiterfahrt gezwungen. Jetzt hat sich die fremde Gesellschaft meist in den äußeren Gegenden der Großstädte festgesetzt und besonders im Weichbilde Berlins sind sie zahlreich zu finden. Aber man muß sie doch suchen. Die greifarblosen Kleider, die sie unterem Volksempfinden nach zu tragen verpflichtet sind, haben der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, meistens absolut nicht mehr ganz neuen Bekleidungen Platz machen müssen, von denen sich auch beim besten Willen nur schwerlich sagen läßt, daß sie nach Maß gemacht sein könnten. Geradezu entsetzlich schlampige Kleider sieht man hauptsächlich bei den Weibern; die Männer tragen meistenteils die schon durch Generationen geerbten, unzerreißbaren, aber total verschmierten Sammtanzüge.

Im großen ganzen ist das Völkchen recht bescheiden geworden. Es arbeitet sogar, d. h. betreibt einen ebenso umfangreichen, wie raffinierten Pferdehandel. Natürlich in echter Zigeunerart, denn jedenfalls erdringen diese ausgekochten Roßkäuscher in Gestalt ihrer Kunden den lebendigen Beweis für das Sprichwort, das da behauptet, daß eine gewisse Menschensorte nie alle wird.

Wie können sie aber auch einem eventuellen Käufer zusetzen!

Und ist das Opfer ihres Geschäftsgeistes trotz drei brüllender, ungewaschener Mäuler noch nicht zum Entlauf zu bewegen gewesen, so tauscht man das alte Pferd gegen ein neues ein, holt das nach acht Tagen wieder ab, stellt noch ein anderes dahin usw. bis der elendeste Klöpper, der — mit frischem Gras gefüttert — erst schön rund aufsteht, um nach acht Tagen zum Skelett zusammenzuhauchen, glücklich endgültig losgeschlagen ist.

Ja, die Zigeuner der Großstadt sammeln die Schätze, die die Motten oder der Rost fressen — — sollen!

Natürlich sieht man ihnen den wachsenden Reichtum nicht an, sie laufen solange in den gleichen, ungewaschenen Sachen herum, bis diese überdauert nicht mehr zusammenzuhalten sind, aber doch haben diese eigenartigen Kinder des Südens Tage, an denen sie nicht mit verächtlich mitleidigen Blicken über die Achsel angesehen werden, Tage, an denen sie die Angestannten, der Mittelpunkt des Interesses der gaffenden Bevölkerung sind. Zu diesen Ausnahmetätten sind in erster Linie die Zigeunerhochzeiten zu nennen, die nach altem Brauch in geradezu endloser Weise gefeiert werden.

Ist es nun gar die Hochzeit eines Häuptlings — wie die des jungen Peiermann mit einer auffallend schönen Zigeunerin, Stammbaum Müllerstraße, die vor nicht allzulanger Zeit flattfand — so kann die Freiterei natürlich gar nicht Geld genug kosten.

Dann will der Zigeuner einmal den großen, vornehmen Herrn spielen, und wohl dem Gastwirt, der einer Zigeunerhochzeit auf einige Tage seine Räume öffnen kann, er verdient Tausende! Bei der oben erwähnten Hochzeit legte z. B. der Vater des Bräutigams 5000 Mark als „Anzahlung" vor die entzückten Augen des Wirts auf den Tisch des Hauses. — Trotzdem soll der Wirt nicht zu bedauern gewesen sein, seine silbernen Löffel zur freundlichen Benutzung zur Verfügung zu stellen, denn — Zigeuner bleibt Zigeuner. Das mußten die eifrigen Photographen und Journalisten auch erfahren, die ob ihrer berufsmäßigen Neugier mit wahrer Virtuosität genepmt wurden.

Diese verschiedenen, etwas seltsamen Gepflogenheiten sind den Zigeunern nun einmal eigentümlich. Sie nehmen, was und wo sie kriegen können, das ist ihr gutes Recht, ihre Tradition!

Und — so bizarr es klingt — trotzdem haben sie einen Rassenstolz, der sich schon durch das zähe Festhalten ihrer Gebräuche dokumentiert. Wer daran nicht glaubt, soll einmal versuchen, einem Zigeunerknäbel den Hof zu machen (es kostet in manchen Fällen nur eine sehr bedingte Niederwindung), er kann aber versichert sein, daß er nicht nur von „ihr" eine gründliche Abfuhr kriegt, sondern auch mit „ihm" in höchst unliebsame Berührung kommen kann.

Es liegt ein gutes Stück Hochmut in dieser Zucht der Zigeuner, die sich keineswegs als die Geduldeten fühlen. Dieser Zug ist auch bei dem kleinen Zigeunerbengel zu finden, der in den Zigarrenladen kommt, für ein echtes? Zweipfennigstück zwei Zigaretten fordert und auf den nicht mißverstehenden Wink nach der Tür nur einen Blick mahlerer Verachtung hat. — Warum auch nicht? — An der anderen Ecke ist ja noch ein Laden, und schließlich hat er sie doch, die heiß geliebte Zigarette, ohne die ein Zigeuner vom ersten Jahre an gar nicht zu denken ist.

Ein ganz besonderes Kapitel ist das Sittenleben der Zigeuner, über das schon Bände geschrieben worden sind. Auch hier ist bei den Großstadtzigeunern dasselbe Bild: die Mädels heiraten schon mit 12 Jahren, meist leben sie aber in freier Liebe. Das südliche Temperament, das eine gewisse Frühreife voraussetzt, bedingt bei dem Kaninchenleben der Großstadtzigeuner die frühzeitige Entwicklung einer starken Sinnlichkeit.

Die alten Wagenwohnungen sind zum Teil aufgegeben, obwohl diese ungeschlachten fahrenden Häuser zum eisernen Bestandteil jeder Zigeunergesellschaft gehören. Sie stehen aber meist in einen Winkel des verwinkelten Hofes gerückt, öde und verlassen und träumen vom einer Zeit, in der sie die Hauptobjekte ihrer Besitzer waren, deren ganzes Leben sich in ihnen abspielte und sie Freud und Leid mit ihnen teilen konnten. Jetzt haben sie dieses Ehrenamt an alte baufällige Häuser abtreten müssen, die vielfach auch keine bleibende Stätte sind, aber bis zur nächsten Exmitterung immerhin nach Zigeunerbegriffen recht komfortable Unterkunft bieten.

Frühling.

Von Wilhelm von Scholz.

I.

Erster Hauch.

Ueber den Lichtern im Tal
Ist es wie Atem erwacht.
Frühling kommt über das Tal
In raumgrauer Nacht.
Warm steht die Luft um die Höhn
Wie um die rauchdunkle Herde.
Taltühl liegt's unter den Höhn —
Aufkühlt die Erde.

II.

Lebender Duft.

Blühen weht in der Luft.
Verloren schwebt ein Duft
Hier, wo ich atmend stehe,
Fern jedem Baum und Strauch.
Doch wenn ich suchen gehe,
Ist wie entrückt der Hauch
Versteckter Blütennähe.

III.

Kühler Abend.

Von der kühlen Blumenwiese
Sind die Bienen fort in den Abend geflogen.
Nur noch drei Hummeln
Die tiefe Baßtaiten brummend,
Summen
Um den dunkelnden Blütenbaum.

IV.

Im Wald.

Du fragst, wie weit im Wald der Frühling sei.
Hör': Sonnenwindgehauchte als zarte Spreu
Goldbraun auf allen Wegen liegen
Und überall wie eilige Käfer fliegen,
Daß sie dich rasch aus jedem Blicktraum wecken —
Des jungen Buchengrüns gelöste Flügeldecken.

V.

Die Wiese.

Ich gehe barfuß durch den Tau.
Durch lauter Licht und Wiesenjonne.
Ein Baum wirft seinen Schatten ins Feld,
Hinaus unter das strahlende Blau,
In die blumenbunte, halmzitternde Sonne,
Daß er breit über mein Grasweglein fällt.
Gefiederte Samen fliegen im Wind.
Neßflügler zucken von Blume zu Blume.
Knisteln wehn die Halme. Verloren sind
Alle Pfade und Wege im Blütentume. —

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 12:
„Lausitz".

Richtige Lösungen gingen ein 27. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 34. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Kurt Linke, Georg Weber, Sophie Pape, H. Majork, Lilli Seed, Frau Hagemann, Charlotte Pera, Margarete Krantenhagen, Karl Schütze, M. Böge, Artur Harnisch, Fr. Göthe, M. Jentzsch, Frau Joh. Wenzloff, H. Fritze, A. Kaufmann, Mimi Gottheckt, Margarete Claußius, Hans Schultz, Richard Schmidt, Rosa Uteßner;
von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode, R. Hemneberg, Petersdorf, Franz Strütz, Bitterfeld, Georg Voit, Nietleben, F. Jeschke, Weitin, A. Leideritz, Nietleben.

Die Prämie: Schillers Gedichte, geb.
entfiel auf Charlotte Berg, hier.

Rätsel.

Nach jenem Wort möcht' ich dich fragen,
Das einst in Rom für unser „lagen"
Gebraucht ward von den Publikum
Und das, wenn man es dreht herum,
Dem, der das Positive liebt,
Auf deutsch die beste Antwort gibt.

Prämie: Die letzten Tage von Pompeji, Roman von Bulwer.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

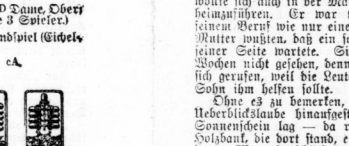
Skataufgabe.

a b c d die 4 Farben; A Ab; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V, der Vorhandspieler, verliert a-Handspiel (Eichel-Treff-Solo) auf folgende Karte:

b, c, dB, a10, 9, 8; b10, 9, 8; cA.

Deutsch.



Französisch.

Picque-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Zehn, Treff-Neun, Treff-Acht, Picque-Zehn, Picque-Neun, Picque-Acht, Coeur-As.

Im Skat lag c7 und das As einer anderen Farbe. Die Gegentrümpfe sitzen nicht in einer Hand. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spiels?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 11.

Auf die Vorhandkarte:

a, b, c, dB; a9, 7; bA, 10; cA, D

sind a-, b- und c-Handspiel (Eichel-, Grün- und Rot-Solo) und Grand unverlierbar. Auf a-Handspiel gibt der Spieler im ungünstigsten Falle einen Trumpfstich mit 22 (a7, aA, dA) und einen c-Stich mit 23 (cD, 10, d10) ab; bei den übrigen Spielen gibt er 3 Stiche ab auf aB, 7, cD (3). Darauf können nur fallen: aA, 10, c10 und dA, 10, c8 (30), so daß die Gegner nur bis 59 kommen. Gespielt werden muß Grand, da dies am teuersten ist (5×16 = 80), während b-Handspiel zwar mit Sechsen ginge, aber nur 77 kostete (7×11).

Meine verehrten Hausfrauen!

Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den

Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"

als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Malzkaffee nicht ohne Zusatz von „A. B. C.", der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Überall zu haben. — Alleinige Fabrik

Robert Brandt, Magdeburg.

Verlag und Druck General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 13 — Halle a. S., Sonntag, den 30. März — 1913

Magister Kolbe.

Eine Geschichte nach Großmutters Erinnerungen aus dem Frühling der großen Zeit.

Von Käthe Damm.

In Maienzauber und Frühlingsschönheit lag das schlichte märkische Gutsdorf, wie eingebettet in die blühenden Obstbäume, und der blaue Himmel und die strahlende Sonne lachten darüber, wie in friedvoller Zeit. Tiefe heilige Stille ringsum — man konnte vergessen, daß hier ein Volk aufgestanden war und in Waffen stand, seine Freiheit aus fremdem Joch zurückzuerkämpfen. Durch den sonnenhellen Garten schritt ein großes blondes Mädchen bis zum Gitter, das ihn von der Straße trennte, hielt die Hand schützend über die Augen und sah den Landweg hinunter, der ostwärts führte. War doch gestern abend noch ein Bote von Reinhold Keller eingetroffen: er käme morgen, um seiner Braut und seiner Schwiegermutter wichtige Mitteilungen zu machen. Kein Schlaf war in Adelheids Augen gekommen. Es konnte eben nichts anderes sein, was Reinhold ihr mitzuteilen hatte, als daß er sich zur Landwehr gemeldet hatte! Sie konnte es nicht anders von ihm voraussetzen, das mußte er um als seine Pflicht.

Sie hatte die ganze Zeit ihrer Verlobung überdacht. Gewiß, er liebte sie, was sollte ihn sonst wohl an sie fesseln? Sie war nicht in der Stadt gewesen, um weiter zu lernen, sie war ein schlichtes, tätiges Hausmütterchen, das der verwitweten Mutter schon tüchtig beistand in der Bewirtschaftung des kleinen Gutes. Der wohlhabende Reinhold Keller war Verwalter auf dem Nebengut gewesen und wollte sich auch in der Mark ankaufen, um Adelheid heimzuführen. Er war tüchtig und bewährt in seinem Beruf wie nur einer, und Adelheid und ihre Mutter wußten, daß ein sorgloses Geschick ihrer an seiner Seite wartete. Sie hatten sich jetzt einige Wochen nicht gesehen, denn sein Vater hatte ihn zu sich gerufen, weil die Leute knapp wurden und der Sohn ihm helfen sollte.

Ohne es zu bemerken, war sie zu der kleinen Ueberblickslaube hinaufgestiegen, die so recht im Sonnenschein lag — da raschelte es, und von der Holzbank, die dort stand, erhob sich ein schmächtiger junger Mann im schlichten, fadenscheinigen schwarzen Rock, sein schmales Antlitz färbte sich mit glühendem Rot, als er die Tochter des Hauses sich gegenüber sah.

„Guten Morgen, Mademoiselle Fahrenbach", sagte er verlegen.

„Guten Morgen, Herr Magister, wollen Sie auch ein wenig den Frühling genießen?"

„Nicht doch, Mademoiselle, mich freut der Frühling kaum, ich habe nur hier oben in der Einsamkeit mein Gesuch geschrieben nach Berlin — mich auch einzustellen in die Armee."

Ein verstohlener Blick Adelheids umfaßte die schmale Gestalt des jungen Mannes, der so gar nicht für die Strapazen eines soldatischen Berufes zu passen schien.

„Sie brauchen doch nicht einzutreten — und Mutter freut sich doch, daß wir Sie als Lehrer für meine Brüder behalten."

„Es wird mir ja auch schwer werden, von hier fortzugehen, ich habe hier so schön studieren können, aber — der König hat gerufen, und ich möchte so gern mit in den Reihen derer sein, die kommen."

„Aber Sie als Gelehrter?"

„O Mademoiselle — auch das Aufblühen der Wissenschaften braucht ein freies großes Vaterland — und es ist eine heilige Sache, es befreien zu helfen für spätere Zeiten."

Adelheid sah den sonst so stillen Hauslehrer erstaunt an, das klage, durch die viele Stubenluft etwas fahle Gesicht erschien ihr heut ganz anders, als sonst, soviel Leben und Begeisterung stand in den dunkelblauen klugen Augen.

„Und wenn man Sie nicht als Kämpfer brauchen kann?"

„So kann man mich als Pfleger und Helfer für die Verwundeten gebrauchen — ich weiß — an einer oder der anderen Stelle wird schon Platz für mich sein. Kein Dienst soll mir zu niedrig sein, den ich meinem Vaterlande leisten kann."

Die anfangs etwas leise, unsichere Stimme des jungen ungewandten Gelehrten hatte, während er sprach, Klang und Fülle bekommen. Adelheid war es, als ob sie träumte; dieser zurückhaltende, schüchterne junge Mann, den die wilden Brüder, den Reinhold so oft mit seiner Ungewandtheit und Weltfremdheit verspottet hatten, konnte so begeistert reden, konnte so groß denken, daß der kleinste, geringste Dienst ihm recht sein würde? Wie ein Schatten war der junge bluturme Magister durch das Haus geglitten, und nun wußte Adelheid plötzlich, daß er eine Persönlichkeit war. In diesem Augenblick ertönte Hufschlag, und sie unterschied zwei Reiter, die sich dem Garten näherten; ihr Verlobter auf einem Dunkelfuchs, sein alter Diener auf einem Schimmel. Reinhold schwenkte von fern den Hut: „Glück zu —" rief er fast übermütig, und der Gruß stand in seltsamem Gegensatz zu dem ernsten Gespräch, das sie mit Mathias Kolbe soeben geführt hatte. Der war leise verschwunden — und Reinhold, der abgestiegen war, schwang sich leichtfüßig über den Staketenzaun, küßte Adelheid erst die Hand, dann auch den Mund und zog ihren Arm in den seinen.

„Adelheid — ich bringe gute Botschaft!"

„Nun?" Sie fragte es erwartungsvoll — sie betete fast, daß es die Antwort sein sollte, auf die sie hoffte, die Worte, die Tat, die noch fehlten zu dem Idealbild, das sie, das ihre Mutter in der Einsamkeit des ländlichen Lebens sich von dem Manne gemacht, der sie einmal heimführen würde.

„Adelheid — wir sprechen sofort mit der Mutter — im Juli ist unsere Hochzeit — nichts steht mehr im Wege — ich habe ein großes schönes Gut gekauft, dicht an der Oder bei Frankfurt — Adelheid — freust Du Dich nicht?"

Die Sonne schien noch ebenso wie vor einer halben Stunde, als sie den großen Gartenweg zum Gitter ging — aber es war Adelheid mit einem Male, als sei sie erloschen, sie zog den seinen Kaschmirschal fester um die Schultern, als friere sie, und ein eisiges Gefühl stieg plötzlich in ihr empor. Sie starrte auf die weiße Blütenpracht — es war ihr, als seien sie abgefallen — und als sie schon zu ihrem Verlobten aufsah, da war das bekannte Gesicht ihr fremd geworden.

Er bemerkte ihr Schweigen nicht, er plauderte fortgesetzt von der Zukunft, und als er mit ihr und der dazugekommenen Mutter am Frühstückstisch saß, kannte der Jubel keine Grenzen.

Auch Frau Fahrenbach war beglückt, in dieser bitterernsten Zeit war Adelheid geborgen! Adelheids Blicke aber gingen in die Ferne: jetzt, gerade jetzt sollte sie an eine glückliche Geborgenheit denken, da das Vaterlandes Not alles Persönliche vergessen ließ. Alles und alle brachten Opfer und sie — ein deutsches Mädchen saß hier, und man überlegte all die Kleinigkeiten des künftigen jungen Hausstands.

Da stieg das Bild des einfachen armen Lehrers vor ihr auf. Wie reich und groß war der und wie arm und klein ihr Verlobter. Ein tiefes Rot färbte ihre Wangen, die Scham brannte in ihr, daß sie ohne ein Gegenwort an diesen selbstsüchtigen Gebräuchen teilnahm.

Rasch fragte sie: „Kamst Du durch Berlin, Reinhold, erzähle, wie es dort ist —"

„Ach — Berlin", sagte er, „sehr kriegerisch, alles voll von Befreiungsjubel — nun — wir werden ja sehen — übrigens — denke Dir, Adelheid — denken Sie, Frau Mutter, meinen alten Jugendfreund Fritz von Hennink traf ich da! Er hatte, trotz seiner Verwundung von 1806, den bunten Rock der Artillerie wieder angezogen! Und noch zwei Schulkameraden als freiwillige Jäger. Wir saßen ein Weilchen zusammen in einer Weinstube. Und sie wollten, ich sollte mit. Ganz im Ernst, trotzdem ich sagte: ich sei verlobt — nun Hennink ist ja verheiratet, na und Willens und Balzer werden doch auch wohl ihre Bräute haben."

„Es wäre nicht auszudenken, wenn Dir ein Unglück" rief Frau Fahrenbach, „nicht wahr Adelheid?"

Adelheid wußte, jetzt wollte die Mutter und erwartete gar nichts anderes, als eine Zustimmung: Adelheid war ja so erzogen, daß nur der Mutter Wort galt. Aber sie wußte es selbst nicht später zu sagen, woher sie den Mut nahm, jetzt in diesem Augenblick, sie selbst zu sein — unbeirrt darum, ob sie jemand zu [illegible] brach oder zu Leide, und so sagte sie mit fre[illegible]me: „Gewiß konnten Deine Freunde das, was Dir erwarten. Das Vaterland zu befreien, ist aller Pflicht."

Reinhold war so erstaunt, daß er Gabel und Messer sinken ließ: „Aber mein Beruf, mein Gut mein Vermögen!"

„Das haben die anderen auch — aber das Vaterland steht ihnen höher."

Er lächelte, wie man über ein Kind lächelt, das seine Weisheiten auskramt.

„Kleine Schwärmerin", sagte er fast mitleidig, „möchtest wohl auch gern einen Helden als Verlobten haben."

Dann nahm er gemächlich Messer und Gabel wieder auf, während Frau Fahrenbach erklärte: „Schäme Dich — Adelheid — freuen solltest Du Dich, daß Dir Deine Zukunft so gut bereitet wird."

Den ganzen Tag und die ganze lange Nacht rang Adelheid im Kampf mit ihren eigenen Gefühlen, mit ihrem Treuwort als Braut, mit ihrer Kindespflicht gegen ihre Mutter. Mit klarem Blick, mit festem Händedruck verabschiedete sie sich von dem Verlobten, als er fortritt. Für sein „Lebe wohl" hatte sie eine Antwort, für sein „Auf Wiedersehen" nicht. Reinhold Keller aber fühlte die feine Wendung nicht.

* * *

Zwei Tage später war Adelheid Fahrenbach verschwunden, bis zur nächsten Poststation in Brandenburg war sie zu Fuß gewandert, von dort war sie mit der Post nach Berlin gefahren, wo sie bei einer Schwester ihres verstorbenen Vaters Aufnahme fand.

Tante Line erfuhr alles — alles, was das junge Herz bedrückte und quälte, und auch, daß die Liebe, die sie für Reinhold gefühlt, erloschen sei im Glanz seiner Selbstliebe.

In Berlin wohnte auch ihr Vormund und Tante Line stellte ihre Nichte unter seinen Schutz.

Mit schwerem Herzen, aber mit sicherer Hand schrieb sie den Abschiedsbrief an Reinhold, den Entschuldigungsbrief an ihre Mutter.

Dann stellte sie sich, mit noch vielen anderen Frauen und Mädchen, der Prinzessin Wilhelm von Preußen zur Verfügung, um in den Lazaretten hilfreich zu sein.

* * *

Als endlich nach der Schlacht bei Waterloo die Friedensglocken geläutet hatten, als nach und nach die Lazarette sich leerten, kam ein Brief von Bruder Richard nach langen Irrfahrten in Adelheids Hände. Sie war, als eine bewährte Pflegerin, als mutvoll, unerschrocken und tapfer helfend bei den grausamsten Verwundungen, nicht in Berlin geblieben, sondern war erst in Schlesien, dann in Leipzig hilfreich gewesen, und nun riefen sie die Brüder zu sich: „Mutter ist gestorben, Adelheid, sei Du uns Mutter." Sie mußte sich besinnen, daß sie wirklich noch ein Heim besaß, sie mußte sich wieder zurechtfinden in der kleinen Welt, die ihre nächsten Pflichten in sich schloß. Als die Blütenbäume ihr weiße und rosige Flocken ins blonde Haar streuten, war sie gegangen, als sie heimkam, war tiefer, eisiger Winter und die weißen Schneeflocken fielen in ihr Haar. Und durch die Fülle des blonden Haares zogen sich weiße, leuchtende Streifen, die die Brüder zart und richtig die Kriegsstreifen nannten.

Just um die Maienzeit war es, da sah Adelheid wieder in der alten Ueberblickslaube, drei Jahre nachdem ihr Leben die große Wendung erfahren hatte. Der Winter war so lang gewesen, und sie hatte so oft gefroren und Gliederschmerzen und Husten gehabt, nun saß sie im Sonnenschein und blickte hinaus in das grünende, friedliche Land.

Keinen Augenblick bedauerte sie, wie sie damals gehandelt hatte, sie dankte Gott, daß sie die Kraft gehabt, alles Kleine und Kleinliche abzuschütteln, um der Sache des Vaterlandes zu dienen mit ihren schwachen Kräften.

Ein Postborn schmetterte durch die Einsamkeit des Landweges, eine einfache gelbe Halbchaise rollte heran, und der Herr, der darin saß und mit schnellem Blick die einsame Frauengestalt gesehen hatte, gab dem Postillon den Befehl, zu halten. Einen Augenblick noch — die Tür im Staketenzaun gab dem Druck der Hand nach, und der hochgewachsene ernste Mann im dunklen Reisemantel stand vor Adelheid.

„Kennen Sie mich noch, Fräulein Fahrenbach?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130330021/fragment/page=0001

„Herr Magister Kolbe —!"

„Wir nahmen vor drei Jahren hier Abschied", sagte er, „ich habe mir niemals gedacht, es solle ein Abschied für immer sein. Sollten wir nicht in der Gewißheit, daß wir uns nach so harten Zeiten beide hier wiedersehen, eine höhere Macht suchen? Ach, Adelheid — wenn Sie wüßten, daß Sie mir immer das Höchste waren, was eine Frau einem Manne nur sein kann — — — ich bin jetzt Professor in Halle — könnten — wollten Sie mir dorthin folgen —?"

„Seien Sie uns als Freund willkommen, Herr Professor — aber hoffen Sie auf nichts anderes. Sehen Sie hier", sie nahm den losen hellblauen Florschleier ab, der ihr feines Haupt umhüllte, „mein Haar ist weiß, ich bin in diesen drei Jahren alt geworden — und will einsam bleiben — — —"

„Können Sie es nicht versuchen, Adelheid, ich habe Sie geliebt, seit ich Sie sah — und Gott weiß, wie schwer es mir war, zu verzichten. Aber da ich erfuhr, als ich aus dem Feldzug kam, daß Sie Ihren Verlobten nicht geheiratet haben — da —"

Er sah in ihre Augen, die einst so strahlend geleuchtet hatten, und erschrak. Der leuchtende Glanz war verblichen, nur ein tiefer, bewußter Friede, der Friede des Ueberwundenhabens, stand darin.

„Herr Professor Kolbe — ich habe Keller geliebt, wie nur ein junges Mädchen den Erwählten lieben kann — und daß diese Liebe durch ihn selbst getötet wurde, das läßt mein Herz nicht wieder erwarmen. Es gehört jetzt, wie in meinen Lazaretten, wie auf dem Schlachtfelde, nur denen, die mich brauchen zur Hilfe, zur Pflege — meinen Brüdern. Kommen Sie als Freund, Herr Kolbe, Richard und Heinrich werden jubeln, Sie zu sehen."

Sie stand auf und wollte die kleine Anhöhe herniederschreiten — aber was war das? Ein heftiger Hustenanfall erschütterte die zarte Gestalt, die schmale Hand fuhr hastig zum Herzen — und dann schwankte sie und wäre gefallen, wenn nicht Kolbe sie in seinen Armen gehalten hätte.

„Bleiben Sie der Brüder Freund — Kolbe — denen Sie sind treu." Noch einmal öffneten sich ihre blauen Augen und hatten noch einmal den leuchtenden Blick, den der stille Gelehrte so an ihnen geliebt hatte. Und dann schlossen sie sich und ein verklärtes Lächeln lag auf dem friedvollen Angesicht. Und mit dem stillen Gebet für den Frieden dieser abscheidenden Seele unter Blütenbäumen und Sonnenglanz rang sich ein Dankgebet von den Lippen des stillen Mannes, daß sie in seinen Armen hatte aus dem Leben gehen dürfen.

Die Verscheuchung des Dämons.

Eine serbische Erzählung von L. Lazarewitsch.

Deutsch von **Marie Beßmerny.**

Es war zu der Zeit, als Serbien noch ein Vasall der Türkei war und die vornehmen Herren gewohnt waren, in türkischer Tracht zu erscheinen. Der Kaufmann Demetrius war auch stets so gekleidet, und trug die Waffen, wie sie in der Türkei üblich waren. Er war ein strenger Hausherr und duldete keinen Widerspruch. Seine Gattin mußte ihm mit der zärtlichsten Sorgfalt, die er kalt und ernst entgegennahm.

Vor allem liebte er es nicht, wenn sie ihre Meinung geltend machen wollte.

„Brauchst du Geld, so nimm, nur versuch nicht, dich in meine Angelegenheiten zu mischen."

So pflegte er zu sagen. Und dennoch liebte er Frau und Kinder auf seine Weise. Nie kam er abends nach Hause, ohne an die Betten zu treten, in denen die Kinder schon schliefen, doch vermied er es, sie zu verhätscheln und zu verwöhnen.

Die Kirche besuchte er nur einmal im Jahre, das Trakiier aber jeden Abend. Er ging gleich nach dem Abendessen dahin und kehrte gegen neun zurück. Manchmal ließ er sich dort allerdings auch bis Mitternacht zurückhalten, und dann wartete seine Gattin in größter Erregung auf ihn und konnte nicht einschlafen.

Demetrius trank keine Spirituosen, aber er spielte gern und suchte es der Frau zu verheimlichen. Einmal kam er ohne Uhr nach Hause; als die Gattin es merkte und nach der Ursache fragte, erwiderte er kurz:

„Ich brachte sie nach Belgrad zur Reparatur und bitte, mich nicht wie einen Buben auszufragen!"

„Gott, wohin soll das führen!" sagte jammernd die Frau zu sich selbst. Ein paar Tage später kam ihr Mann aber mit einer goldenen Kette hinn und mit einer kostbaren Belymuze auf dem Kopfe.

„Welche Schätze!" rief sie angstvoll aus und wagte nicht weiter zu forschen. Er sprach stolz:

„Das habe ich mir gekauft, warum auch nicht. Hier!"

Bei diesen Worten zog er einen Haufen Goldmünzen aus der Tasche und warf sie klirrend auf den Tisch.

„O, dieses Geld ist vom Teufel, und er wird es schon wieder holen!" flüsterte weinend die Frau und war sehr unglücklich.

Ihre Ahnung erfüllte sich gar bald. Demetrius hatte sich mit dem Wechsler Michael und mit dem Apotheker Albrecht angefreundet, und seitdem schien sein Wesen sich noch mehr zu verdüstern. Eines Tages kam ein Mann, der in den Stall ging und ohne weiteres die Pferde fortführte. Die Frau konnte sich nicht mehr halten und sagte mutig:

„Um der Kinder willen, Demetrius, laß ab von den Karten! Denke an den Nachbar Jvan: er hatte Haus, Hof, Diener und Pferde und ist jetzt am Bettstab. Wieviel Mühe wandten wir an unseren Besitz, und sollen nun unsere Kinder vor Hunger umkommen?"

„Noch bin ich nicht tot, und wer sagt dir, daß ich morgen nicht andere Pferde kaufen kann!"

Ihre Tränen halfen nicht. Er fuhr fort zu spielen. Bald gewann er seine Pferde wieder, bald einen teuren Ring doch das Glück war wandelbar und schien sich plötzlich ganz von ihm abgewandt zu haben.

Ein Verlust folgte dem anderen, und sein Verwalter, der auch spielte, verunreinte noch eine Summe Geldes.

„Er wird noch heute entlassen, denn ich dulde es nicht, daß meine Angestellten Karten spielen!" sagte Demetrius mit aller Entschiedenheit zu seiner Gattin.

Das Geschäft ging zurück. Die Diener verließen, einer nach dem anderen, das Haus. Dagegen stellten sich dort Leute ein, die verdächtig wirkten. Es wurde Karten gespielt und starker heißer Kaffee getrunken. Der Hausherr war in gehobener Stimmung. Die Mutter und die älteste Tochter schämten sich aber instinktiv, auf die Straße zu gehen. Zu der nächtlichen Kartenpartie erschien einmal auch der reiche Schweinehändler Peter Selendak. Seine grünlichen Katzenaugen hatten einen brutalen Ausdruck. Die Spieler erhitzten sich immer mehr, verlangten andauernd Kaffee, und das Gespräch klang zuletzt wie Streit und Zank.

Es war schon sehr spät, als Demetrius bebend vor Aufregung mit fahlblassem Gesicht und aufgelöster Weste zu seiner Gattin ins Schlafzimmer stürzte und ihr zurief:

„Gib Geld her!"

Sie öffnete zitternd die Schatulle und händigte ihm einen Teil des Inhalts ein. Es dauerte nicht lange, so kam er wieder und sprach mit heiserer Stimme:

„Gib rasch noch mehr her, alles, aber rascher, hörst du nicht . . .?"

Es blieb ihr nichts übrig, als seinem Willen zu willfahren. Die Kinder hörten nebenan, was vor sich ging und eilten im Nachtgewand zu der betrübten Mutter, um sie zu küssen und zu trösten.

„Betet zu Gott, daß er uns vor weiteren Unheil bewahre", sagte sie und kniete mit den Kindern nieder.

Um drei Uhr morgens ließ sich die breite Stimme Selendaks vernehmen, wie er triumphierend ausrief:

„Ich habe genug und lasse mich nicht zwingen, weiterzuspielen!"

Es folgte Geräusch und Stimmengewirr, und endlich gingen die Fremden fort.

Demetrius war nicht zu sehen. Angstvoll öffnete die Frau, die ihn überall vergebens gesucht hatte, die Türe zu dem Spielzimmer und sah, wie er, den Kopf in die Hand gestützt, eingeschlafen war. Sie mochte ihn nicht wecken.

Im Hause herrschte eine Totenstille, und die Kinder wurden nicht zur Schule geschickt, aber angewiesen, sich ruhig in ihrer Stube zu verhalten. Der Tag schien gar nicht zu Ende gehen zu wollen. Gegen Abend ließ Demetrius sich erst bei der Familie sehen. Er war erschrecken gealtert in den wenigen Stunden. Ohne ein Wort zu sprechen, begab er sich zu dem Nachbar Andreas. Mit ihm und seinem Sohne verhandelte er, dann wurde von allen dreien ein Dokument unterzeichnet. Hierauf ging Demetrius wieder nach Hause und schickte sich an, zu Bett zu gehen.

In den Zimmern ließ sich kein Laut vernehmen. Leise öffnete plötzlich der Hausherr die Türe des Kinderzimmers, trat an das Bett seines Aeltesten, den er schlafend wähnte, und blickte ihn tränenden Auges an. Dann ging er ebenso leise in die angrenzende Stube, nahm eine Pistole, die an der Wand hing, barg sie in seinem Gewand und schlich hinaus.

Seine Gattin hatte sich nur schlafend gestellt, verfolgte aber mit allen Sinnen, die von der Furcht geschärft waren, seine Bewegungen. Kaum vernahm sie das leise Aufgehen der Haustüre, als auch sie schon draußen war. Die Nacht war herrlich, still und mondbeglänzt. Demetrius hatte sich hinter den Brunnen versteckt, doch bald stand sie vor ihm, einen langen Schatten werfend, und sprach:

„Demetrius, mein teurer Gatte, was willst du tun?"

„Ich bin ein verlorener " erwiderte er flüsternd.

„Was . . . ?"

„Alles verspielt!"

„Und weiter nichts?"

„Fürst du nicht, alles — Haus, Hof, Pferde, Wiesen . . ."

„Das tut nichts, wenn du nur bei uns bleibst!"

„Was sagst du, Maria?"

„Ich sage, es ist der Wille Gottes, daß du für Weib und Kinder lebst. Ohne dich werden wir elendiglich umkommen."

Er schloß, überwältigt von Kummer und Rührung, seine Augen. Sie fuhr fort:

„Entsinne dich, wie wir heirateten. Nichts besaßen wir, als eine kärgliche Einrichtung. Dann arbeiteten wir fleißig und kamen mit Gottes Hilfe weiter. Noch sind wir jung, und wir werden für unsere Kinder leben und arbeiten."

Maria sah in diesem Augenblicke im Scheine des Mondes wie eine Heilige aus, und die Macht ihrer Liebe siegte.

„Ja, ja, wir wollen noch leben, und ich schwöre dir, Maria, daß ich nie mehr eine Karte berühre. Unsere Kinder sollen brave, ehrliche Menschen werden, komm zu ihnen, ich glaube, sie schon eine Ewigkeit nicht gesehen zu haben!"

Wie ein Kind nahm Maria ihn bei der Hand, und beide gingen ins Kinderzimmer. Die Kirchenglocken ließen die ersten Töne erschallen, und mit einer ganz ungewöhnlichen Freudigkeit rief der Vater:

„Steht auf, Kinderchen, wir wollen zur Morgenandacht, um dem Herrn für seine unsägliche Gnade gegen uns zu danken."

Vorsicht! Frisch gestrichen.

Eine Frühlingsplauderei von **A. Oskar Klaußmann.**

Wir saßen am Stammtisch und unterhielten uns natürlich vom Reisen; denn das ist jetzt das aktuellste Thema.

„Wann waren Sie das letzte Mal in Paris?" fragte unser Baumeister den Regierungsrat.

„1907 war ich das letzte Mal dort".

„Natürlich waren Sie nun auch auf dem Eiffelturm?"

„Nur bis zur Hälfte; die obere Hälfte wurde gestrichen".

„Gestrichen?" fragte erstaunt der Professor; „wozu denn?"

„Eiserne Bauwerke", belehrte ihn der Baumeister, „müssen in unserem Klima alle fünf Jahre neu mit Oelfarbe gestrichen werden, sonst rosten sie und leiden dadurch Schaden. Der doppelte Anstrich mit Oelfarbe hält aber auch nur fünf Jahre infolge des Einflusses, den große Kälte und Hitze, Trockenheit und Feuchtigkeit auf den Anstrich ausüben".

„Ich erinnere mich", sagte der Regierungsrat, „daß damals erzählt wurde, der Eiffelturm würde zum vierten Male gestrichen. Erst wurde er 1889 nach der Erbauung mit einem Anstrich versehen, dann 1893, dann 1900 und endlich 1907".

„Das mag auch ein schönes Stück Geld kosten, den Eiffelturm zu streichen", bemerkte ein Mitglied des Stammtisches.

Mit dieser Bemerkung war ein Streitapfel in die Gesellschaft geworfen, der lebhaft aufgenommen wurde. Man begann zu raten, was wohl der Anstrich kosten könne, und man stieg von 2000 bis auf 5000 Mark. Mehr wollte niemand bewilligen. Nur der Baumeister dachte eine Zeitlang nach und meinte dann:

„Sie unterschätzen die Sache. Nach einem ungefähren Ueberschlag kann der Anstrich des Eiffelturmes 30 000 bis 40 000 Mark kosten".

Ein Sturm des Unwillens erhob sich über diese Bemerkung des Baumeisters die von allen Seiten für Uebertreibung erklärt wurde. Aber der Angegriffene blieb bei seiner Meinung und sagte:

„Ich werde bis morgen einmal in Fachzeitschriften nachschlagen und werde Sie dann eines Besseren belehren. Sie scheinen von den Kosten eines solchen Anstriches gar keine Ahnung zu haben. Vergessen Sie nicht, daß schon der Anstrich eines gewöhnlichen Hauses mit Oelfarbe durchschnittlich mit 75 Pfennigen pro Quadratmeter bezahlt wird. Dazu kommen noch die Kosten für das Gerüst, und die 75 Pfennige pro Quadratmeter zahlt man nur, wenn es sich um wiederholten Anstrich handelt. Der erste Anstrich zum Beispiel bei Eisenkonstruktionen, wo man mit roter Mennige grundieren muß, ist viel teurer".

„Immerhin, immerhin", rief man von allen Seiten, „ist die Behauptung ungeheuerlich, daß der Anstrich des Eiffelturmes 40 000 Mark kosten könnte".

Am nächsten Tage brachte unser Baumeister einen Stoß Drucksachen mit und begann schmunzelnd:

„Ich muß gestehen, mich gestern geirrt zu haben, als ich behauptete, der Anstrich des Eiffelturmes koste 30 000 bis 40 000 Mark!".

„Aha, wir haben es ja gleich gesagt!" wurde von verschiedenen Seiten gerufen.

„Ja", fuhr der Baumeister lächelnd fort, „der Anstrich kostet nämlich nicht 40 000, sondern 75 000 Mark. Es haben 50 Arbeiter vier Monate in täglich zehnstündiger Arbeit die 155 000 Quadratmeter Fläche, die der Eiffelturm hat, mit 15 000 Kilogramm Farbe gestrichen, und nicht weniger als 2000 Pinsel wurden für den Anstrich verbraucht".

„75 000 Mark!" sagte ganz tonlos der Professor; „das ist ja ein Vermögen. Und so etwas bezahlt man für Oelfarbe!"

„Ich kann Ihnen noch mit ganz anderen Zahlen dienen", bemerkte der Baumeister; „ich habe hier englisches Material über die Kosten, die der Anstrich der großen Passagierschiffe verursacht. Diese Schiffe werden nach jeder Fahrt, die sie nach Nord- oder Südamerika hin und zurück machen, frisch gestrichen. Die englische Statistik besagt, daß die Außenfläche eines größeren Passagierdampfers (es ist speziell der Dampfer „Umbria" der Cunard-Linie angeführt) an Gesamtfläche einem Acre englischen Flächenmaßes gleichkommt. 1 Acre sind 40,5 Ar unseres Maßsystems, und 1 Ar hat 100 Quadratmeter. Die innere Fläche des Schiffes, die gestrichen werden muß, beträgt ebenfalls 1 Acre und die Schornsteine und Masten stellen zusammen ½ Acre dar. Es macht das 10 125 Quadratmeter, die zu streichen sind, und wir werden mit 1 Mark den Quadratmeter nicht zu hoch berechnen, wenn wir an die englischen Arbeitspreise denken und vor allem daran, daß besonders das Streichen der Schornsteine der Dampfer sehr umständlich und schwierig ist und nur mit besonderen Hängegerüsten ausgeführt werden kann. Nehmen wir also für den Quadratmeter 1 Mark, so macht das für einen einmaligen Anstrich des Schiffes 10 125 Mark, und wenn man bedenkt, daß durchschnittlich monatlich einmal das Schiff innen und außen gestrichen wird (vielleicht sogar öfter), so kostet der jährliche Anstrich für ein solches Schiff über 120 000 Mark.

Ich habe hier die Daten des größten Schiffes der Welt zur Hand, des „Imperator" von der Hamburg-Amerika-Linie, der in kurzem seine erste Fahrt nach Amerika antreten soll. Das Schiff hat nur drei Schornsteine, aber deren Anstrich dürfte ungefähr 1500 Mark gekostet haben, eine Summe, für die unser ganzer Stammtisch eine sehr hübsche Reise machen könnte. Bei diesem Schiff wird wirklich ein Vermögen „verstrichen" worden sein. Es hat allein fünf Decks von denen das oberste 276 Meter lang ist und an der breitesten Stelle 30 Meter mißt. Den ersten Anstrich dieses Decks wird man mit 6000 bis 7000 Mark notiert und auch bezahlen. Fünf solcher Decks liegen übereinander. Dazu kommen die Außen- und die Innenseite des Schiffes. Rechnen Sie sich das ungefähr aus, was das kostet. Es kommt mindestens so viel heraus wie beim Eiffelturm.

Der „Imperator" ist doppelt so groß wie jedes existierende Kriegsschiff; und doch hat der innere und äußere erste Anstrich des ersten sogenannten Dreadnought in England 30 000 Mark erfordert".

„Das sind laute Ausnahmen, die Sie da anführen", wurde dem Baumeister erwidert; „den Eiffelturm gibt es nur einmal in der Welt, und der Dampfer „Imperator" hat auch kein Gegenstück".

„Ich kann Ihnen auch mit Beispielen aufwarten, die keine Ausnahmen darstellen. Denken Sie an unsere gewaltigen Eisenbahnbrücken aus Eisen, die über die Weichsel, über den Rhein, über verschiedene Täler und über Kanäle gespannt sind. Man rechnet die Anstrichskosten für eine Tonne (1000 Kilogramm Gewicht) der Eisenkonstruktion auf 9 Mark. Diese gewaltigen Brücken haben 2000 bis 3000 Tonnen Eigengewicht; das macht 18 000 bis 27 000 Mark Anstreichergebühr, und alle fünf Jahre muß der Anstrich wiederholt werden, wenn man nicht vorzieht, im Laufe der fünf Jahre immer einzelne Teile der Brücke zu streichen, so daß man innerhalb fünf Jahren mit sämtlichen Brückenteilen fertig ist und dann wieder von vorn anfangen kann. Was sind aber diese Eisenbahnbrücken gegen die ungeheuren Hängebrücken, die zum Beispiel in Newyork die Stadtteile verbinden. Die Brücke, welche Newyork und Brooklyn verbindet, ist 1826 Meter lang. Hier muß beim Anstrich einschieden noch eine Extrergebühr für die Gefahr der Arbeit bezahlt werden. Die Brückenbahn ist zwischen der Fahrbahn und den Hängeketten durch senkrechte Versteifungen verbunden, und auch diese müssen gestrichen werden. Auf Fahrstühlen müssen die Anstreicher frei in der Luft hängend sitzen, um auch diese Teile zu erreichen. Manches Menschenleben geht dabei verloren, und an dem ungeheuren Bauwerk erscheinen die Arbeiter so klein wie die Fliegen. Nur mit Hilfe guter Ferngläser kann man sie deutlich an den Einzelteilen der Brücke unterscheiden."

„Diese Zahlen können allerdings", meinte der Regierungsrat, „nur Achtung vor dem Farbenpinsel einflößen, und man muß die Inschrift „Frisch gestrichen!", die man jetzt im Frühjahr besonders häufig findet, mit einigem Respekt betrachten."

„Auch ein hygienisches Interesse haben diese Anstriche", bemerkte der Arzt an unserem Tisch; „große Eisenbauten, die in den Strömen stehen, sind oft gute Nährböden für Bakterien. Auf Leimfarbe leben die Bakterien am längsten; weniger lange auf Kalkfarbe. Auf dem Oelfarbenanstrich aber sterben sie bald ab, wenn sie sich dort niederlassen. Nur hält sich die desinfizierende Kraft des Oelanstrichs höchstens zehn Wochen."

„Die Zahl der großen eisernen Bauwerke die innerhalb der großen Städte stehen, wächst zusehends", meinte der Baumeister; „denken Sie nur an die Hochbahn. Die Berliner Hochbahn ist acht Kilometer lang. Ich habe hier die Daten. Der Anstrich kostet für das laufende Meter 15,50 Mark, für den ganzen Viadukt 123 200 Mark. Man streicht jedes Jahr ein Fünftel, um die Kosten zu verteilen. Doch werden sich diese Kosten um ein ganz Beträchtliches vermehren, da in diesem Jahre noch die Berliner Hochbahn mit ihren neuen Strecken um 17,8 Kilometer verlängert werden wird. Denken Sie auch daran, daß die Farbengebung des Anstrichs in einer Stadt eine Rolle spielt, wenn es sich um große eiserne Viadukte handelt. Viel billiger wäre das Bestreichen mit heißem Teer, auf den man dann feinen Sand streut. Aber schön würde der Anblick nicht sein."

„Es ist doch eine Riesenarbeit", meinte der Regierungsrat; „wenn man bedenkt, daß dieser Anstrich mit der Hand und dem Pinsel geleistet werden muß, und wenn man sich vorstellt, nur groß ein Quadratmeter ist. Wie ich weiß, muß auch der Anstrich nicht einmal, sondern zweimal gemacht werden, um haltbar zu sein, deshalb kann man sich wohl denken, daß die Kosten kolossale sind."

„Man hat bereits versucht, den Pinsel und die Hand beim Anstreichen großer Objekte zu verdrängen. Man macht jetzt Anstriche vermittels Druckluft, welche die Farbe zerstäubt gegen die anzustreichende Fläche wirft. Man hat da ganz hübsche Leistungen erzielt. Drei Arbeiter konnten in einem Tage 450 Quadratmeter Fläche mit Farbe aus Leinöl und Eisenoxyd bedecken. Es waren 155 Liter Farbe dazu notwendig. Immerhin wird man auch bei dieser maschinellen Anstreicherei den Pinsel nicht entbehren können, weil man diesen für schmale Teile der Eisenkonstruktion braucht, und um in Ecken und Winkel hineinzukommen. Sie sehen aber, meine Herren, daß „Farbe bekommen" kostspielig ist, nicht nur für die einzelne Menschen, sondern auch für Baukonstruktionen, und am meisten in unserer Zeit, wo man das Eisen so häufig zu Bauten verwendet, das wir mit Recht von einer „eisernen Zeit" sprechen".

Aus dem Tagebuch der Luftbraut.

Die Hochzeitsreise auf der Flugmaschine, die vor einiger Zeit der Flieger Otto mit seiner jungen Frau von München aus antrat, wird in einem Flugtagebuche geschildert, das Frau Wimma Otto während ihrer ungewöhnlichen Hochzeitsreise geführt hat und aus dem das „American Magazine" seinen Lesern einige Auszüge vorzulegen weiß.

Bei schönstem Sonnenschein stieg das junge Paar in München auf, das Flugzeug führte der Pilot Baierlein, und bis nach Augsburg ging die Fahrt durch die Luft ohne jeden Zwischenfall von statten. „Es war herrlich", so berichtet das Tagebuch; die junge Frau fügt hinzu: „Ich hatte keine Angst, ich fürchtete mich auch nicht einen Augenblick, als unsere starken Flügel uns so leicht und sicher durch die Lüfte trugen". Aber schon die Eintragung des nächsten Tages, nach der Ankunft in Ulm, zeigt, daß Hochzeitsreisen im Flugzeug auch ihre weniger erfreulichen Augenblicke haben. „Nein, ich bin keine tapfere Frau", so heißt es in dem Tagebuch, „ich verliere meinen Kopf und schreie genau wie andere Frauen. Aber es war auch wirklich schrecklich, nie hatte ich mir je etwas Furchtbares vorgestellt". Das Flugzeug „Oberwiesenfeld" schwebte mit den Hochzeitsreisenden in großen Höhen, der gewundene Lauf der Donau wurde sichtbar, als plötzlich die bisher so starkspannten Flugflächen schlaff wurden und flatterten, der Apparat fiel, fiel mit wachsender Geschwindigkeit. „Ich schrie auf und wandte mich zu meinem Mann zurück. Er lehnte sich vor und bedeutete mir Baierlein, und es schien, als neige sich unser Fahrzeug rückwärts. „Lehne Dich vor, so tut Du kannst, wir sind in ein Luftloch geraten!" Ich hörte das Wort Luftloch schon früher, aber die Worte erweckten in mir keine Vorstellung: jetzt aber verstand ich sie, alles hing davon ab, wie weit dieses „Loch" war". Der Apparat sank und sank, und die junge Frau wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, landete man auf einem Acker bei Ulm: das Schicksal war gnädig gewesen.

Aber die Fahrt nach Straßburg bringt ein neues aufregendes Abenteuer. Reutlingen war passiert, unter den Fliegern dehnten sich die Forsten des Schwarzwaldes. Plötzlich brach ein Schneesturm herein, der Pilot griff zum Höhensteuer, die Maschine arbeitete sich auch glücklich aus der Schneeregion heraus, man sah wieder das Sonnenlicht, da „versagte jäh der Motor. Es gab eine Sekunde der Ungewißheit, eine plötzliche Stille kam und zugleich das Empfinden, zu den Wolken hinabzusinken". Man ging sofort zum Gleitflug über, Otto bemühte sich um den Motor, umsonst, er rührte sich nicht. „In einem Augenblick waren wir unter den Wolken. Der Sturm war vorüber, fern im Westen konnte ich die purpurnen Schatten des Rheintales sehen, unter uns lagen die Forste des Schwarzwaldes. Und ich begriff in diesem Augenblicke, daß unsere Gefahr in dem Fehlen eines Landungsplatzes lag. Nur eine Wildnis von Baumspitzen war unter uns". Und nun schildert das Tagebuch ein seltsames Erlebnis: in dem Augenblick der höchsten Gefahr hörte die junge Frau halb unbewußt, wie beim Gleiten die Drähte des Apparates summten. Sie, die Musikerin, glaubte Töne zu unterscheiden, jeder Draht gab natürlich einen anderen Ton: und in deren Zusammenhang war es, als hörte man ein paar Töne aus dem Hochzeitsmarsche des Lohengrin. Ob es nun eine Sinnestäuschung war oder nicht, auf Frau Otto wirkten die Klänge in diesem Augenblick wie ein glückliches Vorzeichen. „Baierlein", so rief ich, „warum setzen Sie Ihren Motor nicht in Gang?" „Er starrte mich an", so heißt es in dem Tagebuch, „aber seine Hand ging mechanisch zum Motor. Schnapp, schnapp, ein Surren und Donnern, der Motor hatte sofort gehorcht, und gerade, als wir die Baumkronen zu berühren schienen, führte er uns wieder empor: in Sicherheit".

Aber das Abenteuer veranlaßte die fliegenden Hochzeitsreisenden doch, in Straßburg die Luftreise zu beenden und auf die Fortsetzung des Fluges zu verzichten.

Aristokratinnen als Geschäftsfrauen.

Es ist eine überraschende Tatsache, daß gerade in England, dessen vornehmer Gesellschaft von oberflächlichen Beobachtern so oft die Abhängigkeit von Vorurteilen nachgesagt wird, eine ganze Reihe von Damen der höchsten Aristokratie nicht davor zurückschrecken, in das Erwerbsleben einzutreten und Geschäftsfrauen zu werden. Am bekanntesten ist der Fall der Lady Duff Gordon, die unter dem Namen Lucile ein Schneiderateliier einrichtete, Modistin wurde, große Erfolge hatte und heute, da ihr Atelier zu einer Aktiengesellschaft umgewandelt worden ist, als Direktrice ein sehr hohes Gehalt bezieht. Aber Lady Duff Gordon ist nur ein Beispiel für viele.

Schwerer als sie hatte Lady Auckland zu kämpfen, denn sie erwählte nicht nur aus Betätigungsdrang einen Beruf, sondern aus harter wirtschaftlicher Notwendigkeit. Ihre Familie hatte ursprünglich im Jahre ihre 400 000 Mark Zinsen zu verzehren, aber das Geld wurde bei Börsenspekulationen verloren. Um ihren Sohn in Oxford eine standesgemäße Erziehung geben zu können, verkaufte Lady Auckland kurz entschlossen ihre berühmten Perlen, und eines schönen Tages eröffnete sie in der Baker Street in London einen Laden für Innendekoration und Möbel. Durch ihre zahlreichen Beziehungen faßte sie bald Fuß; das Interessanteste aber ist die Tatsache, daß sie durch ihre Tätigkeit im Detailhandel und in ihrem Laden durchaus keine Einbuße an ihrer gesellschaftlichen Stellung erlitten hat. Sie verkehrt noch heute bei Hofe, und an solchen Tagen kann man in der Morning Post, dem Organ der englischen Aristokratie, die lakonische sachliche Ankündigung lesen: „Da Lady Auckland zu Hofe befohlen wurde, ist sie heute außerstande, in ihrem Geschäfte Baker Street 72 anwesend zu sein".

Auch die Gräfin Essex betreibt ein Geschäft, das sie persönlich überwacht; und dabei ein Geschäft, bei dem künstlerischer Geschmack und Kunstsinn keine Rolle spielen: denn Lady Essex leitet eine große Wäscherei. In einer Londoner Vorstadt hat sie diese Modellwäscherei aufgetan, um London zu zeigen, daß Leinen und Spitzen auch gewaschen werden können, ohne dabei zerfetzt zu werden. Aber noch umfangreicher ist der weitausgedehnte Stoffhandel, den die Herzogin von Sutherland, wohl eine der reichsten Damen der englischen Aristokratie, aus kleinen Anfängen heraus zu einer großen Organisation entwickelt hat. Die Herzogin verfolgt schottische Homelspuns und verfolgt mit ihrem Geschäfte philanthropische Ziele, indem sie den schottischen Heimarbeitern größere Verdienste ermöglichen will. Aehnlich der schönen Herzogin von Warwick ist sie sozialistischen Ideen zugewandt und hat durch ihre Energie und ihren organisatorischen Weitblick viel zur Linderung des Elendes in ihrer engeren Heimat beigetragen.

Einen schwunghaften Gemüsehandel betreibt die Hon. Mrs. Frances Wolseley in Sussex, in unmittelbarer Nähe des Ahnenschlosses ihres Vaters. Sie ist eine vortreffliche Gärtnerin, zieht Gemüse, verkauft es im Großbetriebe nach der nahen Stadt und erzielt ganz ansehnliche Umsätze. Auch die Lady Aileen Wyndham-Quinn, die Tochter des Lord Dunraven, hat sich als tüchtige und unternehmende Geschäftsfrau einen Namen gemacht, hat auf dem Landsitze ihres Vaters bei Limerick eine große Geflügelfarm errichtet, von der fast alle Blumenhändler Englands Veilchen beziehen. Zugleich betreibt sie im Sommer ein Hotel, und wer in dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130330021/fragment/page=0002